

Erscheint jeden  
Samstag.

Kostet für 1 Jahr fl. 4  
" " 1/2 " fl. 2  
Mit Zusendung in loco  
halbjährig 20 kr. mehr.

Mit Postversendung:  
für 1 Jahr fl. 4. 60  
" 1/2 " fl. 2. 30

# Siebenbürgische Zeitschrift

für

## Handel, Gewerbe und Landwirthschaft.

Inserate aller Art werden in der Buchdruckerei des Josef Drotleff (Fleischergasse Nr. 6), dann in Wien, Hamburg und Frankfurt a. M. von Haasen-stein & Vogler aufgenommen.

Verantwortlicher Redacteur:  
Peter Josef Frank.

1 Sieb. Kübel = 1 1/2 östr. Mehen. 1 östr. Centner = 112 Zoll-Pfund.  
1 " Eimer = 1/5 östr. Eimer. 2 1/2 östr. Pfund = 1 Ofa.  
1 Soch = 1600 Quadrat-Klafter 1 Pfaster = 9 Neutr. = 40 Para.

### Inserats-Preise:

für den Raum einer 3mal gespaltenen Garmondzeile bei einmaliger Einschaltung 5 kr., bei 2maliger 4 kr., bei 3maliger 3 kr., außerdem 30 kr. Stempelgebühr für jede Einschaltung. Größere Inserate nach Tarif billiger.

Man pränumerirt: In Mediasch bei Herrn Joh. Hedrich; in Schäßburg bei Herrn C. J. Habersang, Buchhändler; in Szasz-Regen bei Herrn Johann G. Kinn, Kaufmann; in Mühlbach bei Herrn Sam. Winkler, Lottokollektant; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Bistritz bei Herrn C. Schell, Lehrer; in Kronstadt bei Herrn Haberl & Hedwig.

### Handelspolitische Umkehr.

Die Wiener Handelskammer empfiehlt der Regierung die sorgsame Beachtung unserer Handels-Interessen bei Gelegenheit des Friedensschlusses. Schüchtern betont sie, daß der „Freihandel um seiner selbst willen“ für unsere Lage nicht angemessen sei. Endlich spricht sie den Wunsch aus, daß die Zollverhandlungen mit England auch nach dem Friedensschlusse sistirt bleiben möchten.

Diesen Wünschen und Hoffnungen schließen wir uns mit aller Energie an. Wir haben uns über die Bedeutung eines freihändlerischen Vertrages für die argbedrängte österreichische Industrie nie getäuscht. Wir haben bereits vor Monaten wiederholt mahnend unsere Stimme gegen den Vertragsabschluß mit England erhoben. Wir haben zur Unterbrechung der Verhandlungen aufs entschiedenste gerathen.

Seit dieser Zeit haben sich die materiellen Zustände in Oesterreich neuerdings verschlimmert. Die erschöpften Kräfte fordern eine Regeneration. Die Zeit des Experimentirens ist vorbei. Die Zeit, da wir nachtheilige Handelsverträge schließen wollten, um uns politische Sympathien zu erwerben, ist vorüber. Heute muß mit jedem Atom österreichischer Kraft, mit jedem Pfennige österreichischen Werthes sparsam umgegangen werden. Verlassen wir die kosmopolitischen Versuche, geben wir die hohe Politik auf. Fassen wir nur das ins Auge, was Oesterreich zum Heile gereicht, treiben wir reale Politik. In der Pflege unserer materiellen Interessen liegt unsere Hilfe. Diese Interessen gipfeln aber in einer weisen Handelspolitik. Es ist die Aufgabe unseres Handelsministers, die staatliche und finanzielle Zukunft Oesterreichs zu begründen. In seinen Händen liegt jetzt unser Heil.

Zu diesem großen Zwecke bedarf es auch großer Mittel. Eine gründliche Aenderung unserer Zollpolitik ist unabweislich. Mit den Phrasen, daß Zollschutz nur Treibhaus-Industrie erzeuge, daß er nur die Consumenten besteuere, geht es heute nicht mehr. Wird der Producent begünstigt, so ist auch für den Consumenten gesorgt. Eine blühende Industrie bereichert gleichmäßig alle Bewohner des Landes. Was nützt die freie Concurrenz, wenn die Verarmung fortschreitet und Niemand selbst den billigsten Preis der importirten Waaren zahlen kann? Nur ein vernünftiges Schutzollsystem kann der fortschreitenden Verarmung steuern, kann den Schaaren broblosler Arbeiter Erwerb, den Tausenden feiernder Fabriken und Werkstätten Beschäftigung verschaffen. Die Idee vom „Agriculus-Staate“ muß aufgegeben werden. Agriculus ohne Industrie kann nie gedeihen. Die finanzielle Lebenskraft wurzelt in der Industrie.

Nur wo diese schützend und schirmend ihr zur Seite steht, blüht die Landwirthschaft. Wir brauchen nicht billige Waare, wir brauchen Produktionskraft.

Die moderne Theorie bezeichnet diese Ansichten als veraltet. Diese moderne Theorie, aus England importirt, ist bei uns seit anderthalb Jahrzehnten maßgebend. Die allgemeine Wohlfahrt hat bekanntlich deswegen seit fünfzehn Jahren eben nicht zugenommen. Wir brauchen Kraft und Geld, und beides ist nicht für Theorien feil. Nur jene Theorie hat für uns Werth, welche im gegebenen Momente das gegebene Bedürfnis erfüllt.

In ganz ähnlicher Lage befand sich im vorigen Jahre die nordamerikanische Union. Ein großes Gemeinwesen war durch Krieg erschöpft, durch eine riesige Schuldenlast erdrückt; Handel und Industrie waren erlahmt, die Production wie der Consum auf ein kleinstes Maß beschränkt.

Mit frischem Muthe ging der Präsident und sein genialer Minister Mac Culloch an die schwierige Aufgabe. Sie waren darüber einig, daß eine Regeneration nur durch riesige Steigerung der Produktionskraft ermöglicht werde. Dazu fanden sie folgende Mittel: Zuerst eine ins colossale führende Heeresreduction, ferner eine weise Reform des Steuerwesens, sodann eine entschiedene Schutzollpolitik. Zahllose Stimmen erhoben sich gegen letztere. Echt amerikanische Agitation, welche die Personen für den Erfolg ihrer Maßnahmen verantwortlich macht, schien die Ausführung zu verhindern. England, welches die Ausfuhr seiner Manufacte nach Amerika bedroht glaubte, protestirte und intriguirte. Die Regierung jedoch blieb bei ihren Entschlüssen.

Die Commission für Steuerreform beschloß: „Sie wolle eine vollständige Exemption der Industrie von aller directen Besteuerung und Abschaffung oder rasche Reduction aller Steuern, welche die Entwicklung des National-Reichthums hindern, sowie Beibehaltung derjenigen, welche, wie die Einkommensteuer auf den schon gesammelten Reichthum fallen.“

Bezüglich der Zollpolitik wurde der bereits 1828 erfolgreich versuchte Weg eingeschlagen. Der Einfuhrzoll auf sämtliche Industrie-Erzeugnisse, zu deren Production sich die Vereinigten Staaten eignen, wurde bedeutend erhöht. Zu einem durchschnittlichen Werthzoll von 48 Procenten wurden verschiedene specifische Zölle decretirt, da man mit der Methode englischer Werth-Declaration oder vielmehr Werthverheimlichung genügend vertraut war. Viele prophezeiten hienach den Ruin des amerikanischen Handels, und beklagten die übermäßig besteuerten Consumenten. Allein der Erfolg bewies die Weisheit der Maßregel. Statt sich zu vermindern, vermehrte sich die Einfuhr.

Die auf 108 Millionen veranschlagten Zolleinnahmen erhöhten sich auf 175 Millionen Dollars. Dabei begann die Industrie ihre Riesenarme zu regen. Spinnereien, Webereien, Eisenwerke schossen aus der Erde. Die verheerten Plantagen wurden einer intensiven Landwirthschaft gewidmet, welche durch die neugegründete Baumwoll-, Zucker-, und Flachs-Industrie lohnenden Absatz fand. Die Folge dieser aus Unglaubliche streifenden Umgestaltung in 18 Monaten war die finanzielle Rettung des Staates, der nur mehr Eine Finanz-Schwierigkeit kennt: die Verwendung der Ueberschüsse seiner Revenuen.

Wenden wir zurück auf Oesterreich, so sehen wir eine unter der Wirkung freihändlerischer Zollpolitik ermattende Industrie, abnehmende Steuerkraft — einen Zollertrag von 13 Millionen Gulden statt des veranschlagten ohnedies bescheidenen Betrages von 16 Millionen (1865); während die von den Engländern bedauerten Amerikaner durchschnittlich 5.8 Dollars, d. i. fl. 11.60 an Einfuhrzoll bezahlen, entfällt in Oesterreich auf den Kopf der Bevölkerung nicht mehr als 43 kr. Aber fast scheint es günstiger fl. 11.60 bezahlen zu können, als sich durch eine Zahlung von 43 kr. erschöpft zu fühlen.

Möchte diese einfache Zusammenstellung von Zahlen (175 Millionen Dollars neben 13 Millionen Gulden) — möchte die erschreckende Lehre, die darin enthalten ist, nicht wirkungslos bleiben. Es handelt sich diesmal nicht um Ansichten und Theorien, nicht um Freihandel und Schutz Zoll. Es handelt sich um die finanzielle und commerzielle Rettung.

### Arad-Carlsburger Eisenbahn ein wahrer Nothstandsbaul

Diese Bahn, welche trotz ihrer anerkannten Wichtigkeit nicht nur für Siebenbürgen, sondern auch als Bindeglied des Handels in den Orient, durch die Rivalität der beteiligten und nicht beteiligten Nationen und Städte, dann aus politischen und nicht politischen Rücksichten zum größten Nachtheile des Ganzen durch den Siebenbürger Landtag und den Wiener Reichsrath nach aller Thunlichkeit verschleppt worden ist, wurde von der hohen Regierung (auf Grund des §. 13) im Jahr 1864 theils zur Lösung ihres wiederholt und feierlichst gegebenen Wortes, hauptsächlich aber zur Milderung des damals in Ungarn herrschenden Nothstandes, bezüglich ihrer Erdarbeiten auf Staatskosten in Angriff genommen. Diese Bahn wurde mit ungewöhnlich geringem Aufwande schon im vorigen Jahre soweit ausgefertigt, daß selbe nur noch minder kostspieliger Ueberbrückungen, der Schienenlegung und der nöthigsten Hochbauten harret, um den zeitgemäßen Verkehr Siebenbürgens mit seinen Schwesterländern der Monarchie und den civilisirten Westen nach so langer Zeit ins Leben zu rufen und sowohl dem Transit als auch dem ausichtsvollen Ausfuhrhandel in den von Natur und Verhältnissen dazu bestimmten Orient die keinen weitem Aufschub duldende Gelegenheit zu öffnen.

Diese Bahn scheint von der Vorkehrung zu einem wahren Nothstandsbaul ausersehen und bestimmt zu sein: denn so wie deren Beginn den Zweck hatte, Tausenden Hungeruder Verdienst und Brot zu schaffen, so kann deren Fortsetzung und Ausfertigung allein von einem der bravsten und arbeitfamsten Theile unserer Landeskinde unverschuldete Noth, durch bisher hierlands ungenante Arbeitslosigkeit, abwenden. Die in der Nähe dieser Eisenbahn gelegenen bedeutenden ärarischen und Privat-Eisenwerke haben nämlich dormalen so große Eisenvorräthe daß selbe bei der allgemeinen Stockung des Absatzes demnächst ihre Arbeiten einstellen müssen, welchen auch die Einstellung der damit verbundenen Arbeiten der Holzfällung, Tristung und Verkohlung nothwendig folgt. Wer ermüht das Unheil dieser nahen Katastrophe? wenn Tausende, die in unwirthlichen Gebirgsgegenden vom gefahr- und mühevollen Verdienste mittelbar und unmittelbar sich nähren, angeichts drohender Theuerung plötzlich

unverschuldet außer Arbeit und Lohn kommen, beim herannahenden Winter und ungewohnt der Feldarbeiten sich der Verzweiflung Preis gegeben sehen?

Dieser Nothstand kann sogar ohne Opfer von Seite des so sehr in Anspruch genommenen Staatschazes abgewendet werden, wenn die Eisenwerke mit Erzeugung der Schienen und die Walbarbeiter mit der Fällung und Zurichtung der nöthigen Schwellen und Bauhölzer in den gerade an dieser Bahnstrecke so herrlichen Eichen-Waldungen Beschäftigung und Verdienst erhalten.

Daher ist die Ausfertigung der Arad-Carlsburger Eisenbahn ein Nothstandsbaul der dringendsten Art und weiter dazu berufen, nun nachdem auch die weit kleinere Bukowina ihre Eisenbahn fertig hat, auch gegen das nur in allen Lasten, nicht aber auch in den Vortheilen die Gleichberechtigung führende Siebenbürgen, zur Wiederherstellung seiner nicht nur gefährdeten, sondern schon größtentheils gelähmten Steuerkraft, zur Sicherung dieses Vorwerkes der Monarchie bei der immer drohender werdenden orientalischen Frage, einen Akt der Gerechtigkeit zu üben. Das gebieterische Interesse des Reiches zur endlichen Anbahnung des leider zu lange vernachlässigten Handels mit dem Oriente, und die einfache Regel der Staatswirthschaft, die auf die vollendeten Erdarbeiten bereits aufgewendeten Millionen nicht unbenützt oder gar durch Verfall der Dämme gefährdet zu sehen, drängen zur schleunigen Vollenbung des nur durch die eingetretenen Ereignisse unterbrochenen Werkes.

### Getreide-Enthülzung.

Darunter versteht man bekanntlich einen Vorgang, durch welchen die äußere Hülse des Getreides abgelöst wird, so daß nur noch der eigentliche Mehlkern bleibt, mit anderen Worten, es geschieht bei der Getreide-Enthülzung nichts anderes, als was bei dem Schälen der Äpfel und Birnen geschieht, d. h. man macht die Frucht wie das Getreide durch den Schälgang schmackhafter; denn die Hülse enthält einen Bitterstoff, welcher dem gewöhnlichen Mehl mitgetheilt wird, während bei dem Mehl, das aus enthüllten Korn bereitet wird, dieser Bitterstoff fehlt und das daraus gebackene Brod schmackhafter ausfällt. Das Getreide ist eins der werthvollsten Nahrungsmittel des Menschen und es ist deshalb wichtig zu wissen, ob das Mehl von altem Getreide durch die Enthülzung verbessert werden kann. Man kann dies aus folgendem erkennen: zunächst muß man wissen, daß der Mehlkern von einer aus drei Häutchen bestehenden und die sogenannte Kleie bildende Hülse umgeben ist und daß unter diesen ein viertes Häutchen sich wiederum befindet, welches unmittelbar an dem guten Mehlkern anlebt; es ist nun die Aufgabe der Enthülzung, die ersteren drei Häutchen zu entfernen, ohne das vierte zu verletzen. Ist die Hülse weggenommen, so findet man, daß das innerste dritte Häutchen einen feinen, schwarzen, bitteren, übelriechenden Staub bildet. Es ist also klar, daß das Mehl durch die Enthülzung besser werden muß. Was sind demnach die Vortheile der Enthülzung? die Antwort lautet: ein feineres, weißeres, wohl schmeckendes Mehl und wie wir gleich bemerken werden, Mehrertrag von 10 Prozent bei Weizen und von 12—15 Prozent bei Gerste und Hafer.

Die Frage, ob das enthüllte Getreide auf dieselbe Weise wie das unenthüllte gemahlen werden müsse, ist mit Nein zu beantworten; denn nachdem wir gesehen haben, daß das beste Mehl an dem vierten dünnen Häutchen anlebt, ist es nöthig, das bereits enthüllte Getreide zu pulverisiren, damit man das Mehl von jener Umhüllung loslösen kann. Man muß daher das Mehl so fein als möglich mahlen und dann sieben und zwar durch Beuteluch, welches die dritte und vierte Sorte des Mehles nicht mehr durchläßt, so erhält man ca. 80 Prozent vom Gewicht des Kornes; alsdann wird der Rückstand nochmals gemahlen und nochmals gesiebt, so daß man 70 Prozent erhält.

Dieses Mehl gibt ein sehr gutes und nahrhaftes Brod. In Beziehung namentlich auf die letztere Eigenschaft ist zu bemerken, daß alle Chemiker, welche Mehl aus enthülften und unenthülften Korn untersuchten, in dem ersteren 5—6 Prozent mehr Kleber als in dem letzteren gefunden haben, welche Menge bei diesem mit der Kleie verloren geht. Der Kleber aber, welcher aus Pflanzeneiweiß, Pflanzenfaserstoff und Pflanzenleim besteht, ist eben der ernährnde Bestandtheil des Getreides. Aus dem enthülften Korn kann man ebenso gut die verschiedenen Mehlsorten, wie aus dem unenthülften darstellen; das beste Brod enthält man jedoch, wenn man das aus enthülften Körne enthaltene Mehl nicht fortirrt.

Hierzu bemerkt das Gewerbeblatt aus Württemberg, das der Mühlenbesitzer Herr J. Raible von Horb auf eine derartige Getreide-Enthüllungsmaschine ein Einführungs-patent in Württemberg erlangt hat. An ihn wollen sich daher die Herren Mühlenbesitzer wenden.

## Briefe aus Michelsberg.

### IV.

#### Der Weinbau.

Es ist eigentlich zu verwundern, wie hier am Fuße und im Angesicht der Gebirge, wo weder Boden noch Klima hiezu besonders einladend ist, Weinbau betrieben wird, und doch gehört der Weinbau mit zu den ergiebigsten Erwerbsquellen des Michelsbergers! Der Rebensaft, der hier gepreßt wird, hat nie noch die Marken des Dorfes überschritten, er ist somit der durstigen Menschheit in weitem Kreisen unbekannt, und wird ihr auch fernerhin unbekannt bleiben, denn er gehört unbestritten in die Kategorie der siebenbürgischen Dürmreißer erster Qualität.

Vor dem Geseze dagegen erfreut er sich auch der modernen Gleichheit, er wird dem edlen Saft aus der Maros- und den Kockelgegenden wenigstens in so ferne gleichgestellt, daß er der Verzehrungssteuer auch unterworfen wurde; obwohl dieser Brauch nun schon älteren Datums ist, und die Macht der Gewohnheit mit der Zeit auch so Manches werth erscheinen läßt, so kann sich der Michelsberger, in dessen Gedächtniß die Erinnerung früherer, wie man sagt besserer Zeiten sich eingenistet hat, als streng conservativer Staatsbürger mit dieser Neuerung doch nicht recht befreunden, und dieß geht andern Leuten außerhalb Michelsberg auch so.

Indeß zahlt er, und das ist die Hauptsache — auch von seinem Dreimännerwein anstandslos die Steuer; wenn er dabei ein schiefes Gesicht schneidet, so ist es noch immer zweifelhaft, ob dieß nicht nur die Wirkung des sauren Weines ist, der nach dem Trunke die Gesichtsmuskeln etwas disharmonisch zusammenzieht. Wartet man dem Michelsberger mit einem Glase perlenden und lieblich duftenden Kockelweines auf, so — verschmäht er ihn nicht, aber gleich darauf sagt er: der Wein ist gut, aber der unserige ist es auch. Hierin spiegelt sich die Genügsamkeit und die Zufriedenheit mit Allem, was von oben kömmt, ab, und er fügt sich in Alles willig, denn er kennt den tiefen Sinn des Volksprüchwortes: es kömmt selten was besseres nach.

Chemals bestand in Michelsberg auch — zwar nicht eine Verzehrungssteuer, aber ein Verzehrungsgesez betreffend das uraigne Weinerzeugniß des Ortes, ein Gesez, kurz, bündig, allgemein befolgt; es hatten es nicht Juristen aus dem tiefen Borne ihrer Rechtsgelahrtheit in Titel, Capitel und Paragraphe eingetheilt, und deswegen war es allgemein verständlich, es erfuhr keine Nachtragsbestimmungen, keine Erläuterungen, es war weder geschrieben noch gedruckt, ja keine Rechtsacademie hatte auch nur Kenntniß davon, und deswegen wurden keine Compendien mit Noten und Citaten darüber herausgegeben. Die Folge Alles dessen war aber, daß dem de facto bestehenden Geseze in Michelsberg sein Recht wurde, und die strenge Handhabung desselben von Alters her geübt ward.

Das urautonome Gesez lautete: „es darf kein fremder Wein nach Michelsberg eingeführt werden, so lange noch eigenes,

heimisches Erzeugniß in den Lagerkellern des Ortes vorrätzig ist.“

Das war Prohibition! und freihändlerische Ideen hat weder der Michelsberger, noch aber sein Wein in die Welt gesetzt. Das freihändlerische Albion ignorirte aber auch deswegen unser friedliches Michelsberg bis noch gänzlich! Schade, so ein englischer Millionlord, welcher nicht weiß, wie er auf die närrischste Art seiner vielen Sterlinge los werden soll, wäre den Michelsbergern eben zu wünschen, denn es ließe sich hier durch Compensation und freiwillige, freundschaftliche Anerkennung ein erträgliches Gleichgewicht zwischen dem vollen Geldsack des freihändlerischen Lords und den leeren Taschen der unermüßlich fleißigen Michelsberger herstellen.

Doch dieß sind vorläufig Hirngespinnste, denn Albion weiß noch gar nicht, daß Michelsberg existirt. Dereinst aber, wenn die Miethe der siebenbürgischen Eisenbahn wahr wird, wenn der freihändlerische Britte seine Reise von London nach Ostindien und China, dem himmlischen Reiche — nicht mehr beim Cap der guten Hoffnung vorbei dirigirt, sondern über die Großpolder Wasserscheide dem Rothenthurmerrpasse zuwendend, sich dem Schweinschmalz erzeugenden Poplaka, dem Schöpfen vertilgenden Reschinar nähert, dann erst werden auch Michelsbergs Nebenabhänge ihm bekannt werden, und wer weiß, ob nicht dereinst, da bekanntlich der analoge sächsische Dreimännerwein von Grüneberg sich zur Champagnerfabrication vortrefflich eignet, auch der Michelsberger noch in gleicher Weise der höchsten Stufe seiner künstlerischen Vereblung entgegen geführt wird.

Doch lassen wir die Zukunftsträume vom Cap der guten Hoffnung, von China und Ostindien, vom Rothenthurmerrpasse vom Michelsberger Champagner u. dgl. doch so ferne liegenden Dingen bei Seite, und kehren wir zurück zu jenem Weinprohibitions-gesez von ehedem! Ich sage absichtlich von ehedem, denn heute existirt dieses Gesez nicht mehr, und die Leute befinden sich doch noch leidlich wohl. Der Schöpfer jenes weisen Gesezes hatte als Mensch doch nur menschliches Stückwerk geliefert; man verbot die Einfuhr des fremden Weines, aber nicht auch gleichzeitig den Genuß desselben außerhalb der Grenzmarken des Ortes. So mag es denn gekommen sein, daß der Michelsberger bei aller Anhänglichkeit und Achtung des eigenen Erzeugnisses zu Zeiten, wenn er in die nahe gelegene Hermannstadt kam, und dieses geschieht sehr oft — sich manchmal ein Gläschen des hier nicht verbotenen Kockelweines spendirte. Wollte er überhaupt Wein trinken, so mußte er dem gewohnten eigenen Erzeugnisse entsagen, denn in Hermannstadt ist es selbst um schweres Geld absolut nicht zu finden, und da die Macht des Guten und Bessern unwiderstehlich ist, so mag ihm schließlich auch die Ueberzeugung geworden sein, daß der Michelsberger Wein zwar gut, der Kockelwein aber besser und am besten sei.

Genug, Michelsberg hat mit dem Prohibitions-system gebrochen, es führt nun auch fremde Weine ein. Eine Schädigung des eigenen Erzeugnisses erfolgte nicht, denn man trinkt den Michelsberger Wein, sei es viel oder wenig — ganz auf, man trinkt auch die eingeführten fremden Weine weg, und den Schnaps schüttet man auch nicht auf die Gasse — Es ist dieß ein Triumph des unvermerkt sich stets erweiternden Freihandels-systemes, denn in der Vielfältigkeit des Genusses so wie der Genußmittel besteht der Segen der modernen Civilisation.

Ueber diese veränderten volkswirthschaftlichen Anschauungen freuen sich Viele, nemslich die Durstigen; manche schütteln auch bedenklich den Kopf, es sind dieß die Moralisten; gleichwohl muß erwähnt werden, daß der Weinbau nicht gelitten hat, denn der eigentliche Hauptzweck desselben ist nicht die Gewinnung des Weines, sondern der Verkauf der Weintrauben. Möge der Zuckergehalt derselben auch geringer sein, der Michelsberger versteht es, wie kein anderer, seine Trauben sorgfältig zu pflücken und aufzubewahren, er findet, eben weil er seine Trauben appetitlich zu behandeln weiß, in Hermannstadt stets willige Abnehmer zu guten Preisen. Also nicht der Wein — sondern der

Traubenhandel ist der Hauptzweck, und letzterer gestattet jedenfalls eine bessere Werberthung des Bodens, so wie der darauf verwendeten Arbeit. Wir sehen hierin einen neuen Beweis, wie der Mensch selbst unter schwierigeren äußern Umständen durch Fleiß, Sparsamkeit und verständiges Benützen der gegebenen Verhältnisse sich manche Vortheile eigen zu machen versteht, die man sonst, wo eben die Natur freigebiger war, kaum für möglich halten würde; deswegen glaube ich, die Michelsberger sollten fortfahren, ihren Weinbau fleißig zu betreiben, dabei aber ihre Sinne offen und nüchtern erhalten für Verbesserungen, die sicher auch in diesem Zweige möglich sind.

Gesünder ist jedenfalls der Wein, selbst wenn er auch sauer ist, als der Schnaps; und mag dieser auch noch so schön rosa gefärbt sein, er ist und bleibt doch ein schwarzes Gebräu aus der Küche des Bösen, er schwächt den Körper und verdirbt die Sitten.

### Verschiedenes.

\* Im verflossenen Monat sind fünf Kirchen und zwar eine in Szafreg, eine in Szekely-Kerektur, eine in Szombatsfalva, eine in Görgeny-Sz-Timre, eine in Maros-Szent-György ausgeraubt worden.

\* (Absehung der Jahrmärkte.) Im Gewerbeverein zu Zittau ist ein Antrag auf gänzliche Absehung der Jahrmärkte gestellt worden, und zwar auf Grund der Ueberzeugung, daß sie in Ländern, wo Handels- und Gewerbefreiheit besteht, keinen Nutzen haben, vielmehr schädlich und ein mercantiles und sociales Uebel sind, das der Unredlichkeit allen möglichen Vorschub leistet. Wir stimmen dem Antrage vollständig bei. Denn mancher rüstige Mann und manche thätige Frau, die durch das Jahrmarktswesen der productiven Arbeit entzogen, dürften zu derselben zurückgeführt, den Arbeitsscheuen und Bummelern aber würde die Gelegenheit zum Vagabundiren mindestens geschmälert werden.

\* (Bukarest.) In der Minister Sitzung vom 21. Juli ist beschlossen worden, daß, nachdem die Erndte für Weizen, Roggen und Hafer im ganzen Lande sehr günstig ausgefallen ist, das früher erlassene Verbot der Getreideausfuhr aus den Bezirken Dorohoi, Rotosani, Sucéva, Némtiu, Bacau und Jassi in Betreff der genannten Früchte (Weizen, Roggen und Hafer) aufgehoben wird, für andere Früchte aber und namentlich für Mais, Hirse und Gerste aufrecht erhalten bleibt.

\* (Das Wunder des neunzehnten Jahrhunderts.) Ein französisches Journal bespricht die Eventualität, daß ein aus Paris nach Newyork am 2. August expedirtes Telegramm daselbst leicht am 1. August anlangen könnte. Da nämlich die Distanz zwischen Newyork und Paris sich auf 76 Längengrade berechnet, so ist es in Newyork erst 7 Uhr Abends, wenn es in Paris schon 12 Uhr Nachts ist. Gesezt nun, es wäre am 1. August Abends das große Opernhaus in Paris abgebrannt und davon am 2. August  $\frac{1}{4}$  Uhr nach Mitternacht die Kunde nach Newyork telegraphirt worden, so hätte (wenn auch einige Stunden auf die Dauer der Expedition gerechnet werden) der Impresario des Newyorker Theaters noch am 1. August, etwa zwischen 9 und 10 Uhr dem gefüllten Hause von dem schrecklichen Vorfall, der nach amerikanischer Zeit in Paris sich erst ereignen werde, Nachricht geben können. Es wird darum nicht überflüssig sein, bei Expeditionen von Depeschen von und nach Amerika auf diesen beiläufig fünfstündigen Unterschied in der Zeitaufassung aufmerksam zu machen.

\* (Umtausch von Briefcouverts.) Gestempelte Briefcouverts, welche vor der Aufgabe des Briefes durch ein Versehen oder durch einen Zufall unbrauchbar geworden sind können vom 1. August l. J. an bei allen l. l. Postämtern, Expeditionen und Briefmarkenverschleißern gegen neue Couverts derselben Kategorie umgetauscht werden, und ist für letztere nicht der Stempelwerth des verдорbenen Couverts, sondern lediglich der Kostenpreis von 1 Nkr. per Stück zu entrichten. Die zum Austausch gebrachten Briefcouverts dürfen keine Spur einer postämlichen Behandlung an sich tragen; von gerissenen Couverts müssen auch sämmtliche Theile beigebracht werden.

### Ein bewährtes Mittel gegen die Cholera.

Dieses Mittel besteht aus starkem Kampfergeiste und einer Tinktur von geröstetem Korn. Man röste reines, gutes Korn (Roggen) wie Kaffee, bis es saft dunkelbraun, nicht aber schwarzbraun geworden ist. Dieses geröstete Korn werde an einem trockenen, luftigen Orte in Säckchen aufbewahrt für den nöthigen Gebrauch. Bei minderer Qualität des Kornes thut man gut aus einer größeren Menge desselben die schönsten Körner zu diesem Gebrauche auszuwählen. Um die Korntinktur zu machen stoße man eine Quantität dieses gerösteten Kornes in einem Mörser zu Pulver. Das Stoßen ist besser als das Mahlen auf einer Kaffeemühle. Von diesem Pulver gebe man dann in eine Halbmaßflasche ein viertel Seitel und dazu ein Seitel des stärksten Weingeistes (Alkohol), verstopfe die Flasche mit einem guten Korkstöpsel, verbinde sie mit feuchter Blase, lasse das Gemisch etwa eine Woche stehen, — nicht in der Sonne, noch sonst an einem sehr warmen Orte — und schüttle es während dieser Zeit täglich drei- bis viermal tüchtig durcheinander. Nach einer Woche kann man die klare Flüssigkeit in ein anderes Gefäß übergießen, welches ebenfalls gut verstopft werden soll. Es kann aber die Flüssigkeit auch auf dem Sage stehen bleiben. Den Kampfergeist bereitet man, indem man drei Loth Kampfer mit einem Seitel des stärksten Weingeistes (Alkohol) in eine Flasche gibt, dieselbe gut verstopft, mit feuchter Blase gut verbindet, und während ein paar Tagen einige Male tüchtig schüttelt.

Um die Cholera-Tinktur zu machen, gebe man von der Korntinktur und dem Kampfergeiste, von einem so viel wie von dem andern in eine Flasche, verstopfe sie mit einem guten Korkstöpsel, verbinde sie mit einer feuchten Blase und schüttle dann das Gemenge recht tüchtig untereinander. Damit ist die Arznei fertig zum Gebrauch. Das starke Schütteln ist ein wesentliches Erforderniß bei der Bereitung dieser Arznei. Dieses kräftige Schütteln kann ein paar Minuten lang währen. Zu empfehlen ist es, daß man von dieser Arznei eine Quantität gleich in mehrere kleine Fläschchen vertheilt, um verschiedene Orte und Personen damit leicht versehen zu können, um nicht immer die große Flasche aufmachen zu müssen. Die kleinen Fläschchen müssen ebenfalls mit gutem Kork verstopft und mit feuchter Blase verbunden werden, damit die Arznei ihre Kraft behält. Ist die Arznei gut verwahrt, so hält sie sich viele Monate, ja sogar mehrere Jahre, wenn das starke Schütteln, weil der Kampfer sich leicht verflüchtigt, nicht vernachlässigt wurde.

Von der Korntinktur und dem Kampfergeiste kann man sich in größern Flaschen gleich eine größere Menge bereiten und dann auch die Mischung in größern Flaschen machen, doch müssen die Flaschen nicht mehr als dreiviertel voll sein, damit Raum bleibt, den Inhalt tüchtig schütteln zu können. Besser ist es aber, nicht gar große Flaschen, sondern lieber mehrere kleine zu nehmen, weil man die kleinen besser schütteln kann.

Wenn die Cholera schon im Orte ist, so ist es empfehlenswerth, daß jedes Individuum, wenn es sich vom Hause entfernt, ein ganz kleines, etwa ein paar Löffel voll haltendes Fläschchen mit dieser Arznei bei sich in der Tasche trägt, um allsogleich davon Gebrauch machen zu können, sobald die ersten Zufälle der Krankheit sich zeigen. Hieburch kann die Krankheit gleich beim Anfange schon gehoben werden, während bisweilen der Zeitverlust von einer halben oder ganzen Stunde lebensgefährlich werden kann, besonders in der Zeit der größten Heftigkeit der Epidemie, wo die Krankheit sehr rasch verläuft.

### Anwendung des Mittels.

Bei jenen Fällen, wo die Krankheit die Menschen nach und nach befällt, ein geringes Unwohlsein sich nur langsam verschlimmert, nehme man 1 bis 2 Tropfen des Mittels auf einem Stückchen Zucker ein. Hat man diesen nicht bei der Hand, so nehme man die Tropfen gerabezu auf die Zunge. Wenn das

Uebel sehr gering ist, reicht es hin, alle 3—4 Stunden eine solche Gabe zu nehmen, bis die Zufälle verschwunden sind. In schweren Fällen kann man alle Stunden, alle halbe Stunden und in sehr schweren Fällen, wo die Krankheit gleich mit einiger Heftigkeit auftritt, alle 15, 10 und 5 Minuten eine solche Gabe nehmen. Bei großer Heftigkeit des Uebels verstärkt man auch die Gabe anstatt 2 Tropfen auf einmal, gebe man 4, 6, 8 bis 10 Tropfen, je nach dem Grade der Heftigkeit. Wenn der Befallene sich genöthigt sieht, ins Bett zu legen, so soll er wohl bedeckt werden, damit er leichter in Schweiß geräth: Bei schweren Fällen dient sehr gut nebst der warmen Bedeckung das Reiben der Glieder und auch des Bauches mit bloßer Hand, oder mit wollenen Lappen, aber mit einiger Vorsicht den Kranken nicht aufzudecken, wenn die Luft des Zimmers kalt ist. In sehr schweren Fällen und besonders wenn die Cholera in der kräftigsten Form auftritt, kann man mit großem Nutzen die Hand oder den Wolllappen mit derselben Arznei befeuchten. Einige wenige Tropfen der Tinktur kann man auch in der Magengegend einreiben.

Ermuthigend für die Pfleger eines solchen Kranken ist es, daß sie bei ihrem Dienste von der Arznei selber gleich vorbauungsweise Gebrauch machen können; auch das Einathmen des Dunstes der Arznei thut bei der Einreibung schon schützende Wirkung.

Wenn man am Kranken einige Besserung bemerkt, so fange man an, die Größe der Gabe der Arznei zu vermindern und auch die Zeit zwischen einer und der andern Gabe zu verlängern; und in dem Maße, wie die Besserung vorschreitet, sollen die Gaben immer kleiner und seltener gereicht werden.

Gute, fast gewisse Zeichen von Genesung sind: Allgemeiner Schweiß, Wiederkehr der ausgebliebenen Harnabsonderung, natürlicher Ausdruck im Gesichte, ruhiges, zuversichtliches Gemüth, und besonders gut ist es, wenn dazu noch Schlaf sich einstellt, den man ja nicht stören soll, um etwa Arznei zu reichen.

Wenn die Krankheit vorüber ist, muß die größte Vorsicht mit den Nahrungsmitteln angewendet werden. Man reiche nur wenig und leichtverdauliches, und gehe sehr langsam zu der sonst gewohnten Kost über.

Dieses Mittel ist auch eine Schutzwehr gegen die Cholera. Wenn sie in einem Orte oder in der Nähe ist, oder auszubrechen droht, nehme man ein paarmal des Tages 1 bis 2 Tropfen der Arznei.

Denjenigen Kranken, welche starkes Verlangen nach kaltem Wasser haben, reiche man dieses in kleiner Quantität auf einmal, aber desto öfter.

Personen, welche den Kampf nicht vertragen können und Kinder, können von der Arznei weniger nehmen, als oben angegeben worden ist, d. i. eine Gabe, aber darum nicht seltener. (Dieses Mittel, welches von der Gendarmerie angewendet wird, hat in der Esik sich sehr erprobt und vielen Menschen das Leben erhalten.)

## Das Pferd und die landwirthschaftliche Pferdezuucht.

(Schluß).

XII. Wie viel Futter ein Pferd gerade nöthig hat, läßt sich natürlich nicht angeben; doch kann man z. B. 12 Pfund Heu, 9 Pfund Hafer und 12 Pfund Häckerling ( $\frac{1}{2}$ " lang geschnitten) als eine Tagesportion für ein Arbeitspferd (Ackerpferd) annehmen. Je angestrongter ein Pferd arbeiten muß, um so mehr und besseres Futter ist demselben zu geben; damit es bei Kräften bleibe. Das beste Futter ist Hafer und Heu; doch kann man auch andere Kornarten, Bohnen, Wurzel- und Knollengewächse füttern, wenn man die Umstände des Thieres und die Größe der Leistungen dabei nur in Anschlag bringt. Wicken- Linsen- und Erbsenstroh sind wenigstens so gut als kraftloses Heu. Verdorbenes oder staubiges Heu soll man

den Pferden nie geben, denn es ist ein Hauptmittel sie zu ruiniren.

Im Sommer kann man die Pferde zum Theil mit Grünfütter ernähren, wozu Klee, Luzerne, Esparsette und Wicken gemenge sich besonders eignen. Arbeitende Pferde müssen aber nebenbei eine Zugabe von Körnern haben. Diese soll man ihnen indessen nicht zwischen dem Grünfütter geben, sondern des Morgens für sich allein; denn sonst gehen sie größtentheils unverdaut — also unbenutzt — wieder ab. Beim Uebergange von trockener Fütterung zur grünen, schneide man das Grünfütter Anfangs mit Heu oder Stroh zu Häckerling; zuerst wird davon eine Portion pr. Tag gegeben.

In einigen Ländern, besonders in England, ist es gebräuchlich den Pferden im Herbst und Winter, gewöhnlich einmal täglich, ein Brühfütter zu geben. Ein solches Fütter ist gar nicht zu verachten; denn die Erfahrung lehrt, daß es ihnen sehr gut bekommt und viel dazu beiträgt sie munter zu erhalten, wenn das übrige Winterfütter meist aus Stroh und oft nicht besonderem Heu besteht. Es wird bereitet, indem man Wurzel- und Knollengewächse gar dämpft, auch wohl Bohnen, Erbsen, Getreideabfall, Kleien und Mehl zusetzt. Es wird reichlich Milchwarm gefüttert, und stets frisch, denn wenn es säuert ist es den Pferden sehr schädlich. Möhren und schwedische Rüben fressen die Pferde gerne auf, und sie sind ihnen sehr zuträglich.

XIII. Das Weiden ist nur für Pferde, die nicht viel zu arbeiten brauchen, oder aber für junge Pferde und Mutterstuten anwendbar; denn das Arbeitspferd kann nicht die gehörige Ruhe genießen, wenn es Stunden gebraucht, sein Futter zu suchen oder zu nehmen: es soll sein gehöriges Fressen vorgelegt erhalten und dann ruhen: alles unbekümmert um Wind und Wetter, sonst bleibt es nicht bei Kraft. (Wenn man hier in Siebenbürgen die Pferde nach der Arbeit ohne Weiteres auf die Weide bringt, so hat man dafür auch elende Thierchen bei der Arbeit; sechs solche schlecht behandelte Pferdchen leisten nicht so viel — obschon ihre Unterhaltung viel mehr kosten — als zwei ordentliche Ackerpferde. Es ist grausam, unvernünftig und dumm Pferde, die am Tage gearbeitet haben, oft so ziemlich ohne alles Futter, des Abends auf schlechte Gemeindeweiden zu bringen. Ein nur noch etwas fühlender Mensch muß es bedauern, wenn er sieht, wie die müden, Thiere — sie zittern oft an allen Knochen — von den Wägen gerissen, und mit Stockschlägen traktirt, in Galopp auf die Hungerweiden gebracht werden. Wenn die Siebenbürger Pferde nicht eine so ausgezeichnete Natur hätten, wäre der ganze Stamm schon längst zu Grunde gegangen. Das Pferd wird von den hiesigen Bauern oft wie eine süßlose Maschine behandelt — und Gewohnheits-Faulheit derselben macht dem so schlecht gehaltenen Thiere noch jede Arbeit schwerer.)

Bereiftes und gefrorenes Gras ist allen Pferden schädlich; sie sollen es daher nie bekommen. Womböglich müssen die Pferde eine trockene Weide haben, wo sie aber auch das gehörige Wasser und den nöthigen Schutz gegen Nässe und Hitze finden. Sumpfpflanzen fressen die Pferde nur, wenn sie nichts anderes bekommen können; es ist damit wie mit dem groben und saueren Heu, sie fressen es im Winter, aber süßes, besseres bekommt ihnen viel besser. Nur dann sollte man das Ackerpferd auf die Weide — und zwar auf keine kahle Gemeindeweide — bringen, wenn die Hauptarbeiten geschehen sind, wenn es wenigstens ein und den andern Tag müßig gehen kann. Bei Regenwetter soll man kein Pferd austreiben; denn erstlich ist es sehr empfindlich gegen eine längere Nässe und Feuchtigkeit und zweitens wird sein Magen durch das nasse Gras bedeutend derangirt: Druse, Rog und andere gefährliche Krankheiten verdanken oft ihr Entstehen dem Zuwiderhandeln dieser Regel.

XIV. Wenn die Pferde im Winter keine Arbeit verrichten, so dürfen sie dennoch nicht beständig im Stalle stehen, sondern sie müssen jeden Tag an die freie Luft gebracht werden — sei

es auch nur  $\frac{1}{2}$  Stunde; während dieser Zeit kann man den Stall reinigen und gehörig auslüften.

XV. Schwere Lastungen, die das Pferd kaum zu ziehen vermag, sind ein sicheres Mittel, es „in Galopp“ zu ruiniren; viele Mängel an den Gliedmaßen entstehen nur in Folge übermäßiger Anstrengung. Sehr nachtheilig ist es ferner, wenn die Pferde nach schwerer Arbeit, bei Erhitzung im Regen, in der freien Luft, oder wohl gar in der Zugluft stehen bleiben — z. B. vor den Wirthshäusern, während der Fuhrman zc. „sich Vene thut“ — denn sie erkälten sich dann leicht und bekommen schwere Brustkrankheiten und andere gefährliche Uebel.

XVI. Es ist sehr wichtig, daß das Pferd gut und zweckmäßig beschlagen wird; ein schlechter Beschlag wirkt bei ihm dasselbe aus, was bei dem Menschen eine fehlerhafte, zu enge Fußbekleidung zuwege bringt. — Ein schlecht beschlagenes Pferd kann weder seine Kraft noch seine Schnelligkeit gehörig anwenden; es ist, wie verkrüppelt. — Es ist nicht so leicht ein Pferd gut zu beschlagen; da die Sache aber sehr wichtig ist, sollte es jedem verboten werden die Kunst auszuüben, bevor er nicht hinlänglich bewiesen hat, daß er sie versteht.

XVII. Ein Pferd kann seine volle Kraft nicht in Anwendung bringen, wenn die Anspannung fehlerhaft ist. Je mehr der Druck der Last vertheilt ist, je besser und leichter läßt sie sich bewegen; und ein gut gemachtes Kummel-Geschirr ist deswegen den andern üblichen Geschirren vorzuziehen, sowohl für Pferde, als für Ochsen. Die gewöhnliche Anspannungsart der Zugthiere in Siebenbürgen ist theilweise grausam, unvernünftig, jedenfalls traurig — wenn sie auch den meisten siebenbürger Verhältnissen analog ist. Die Pferdekraft ist ein „kostbares Etwas;“ wie unsinnig und nachtheilig also, sich der völligen Ausnutzung derselben dadurch zu berauben, daß man das Pferd in ein Geschirr steckt, was es verhindert, zu thun und zu leisten, was es leisten könnte, — und das arme Thier noch nebenbei schindet und quält. Es ist ein Unsinn, Pferde zu halten und kein Geschirr zu haben, daselbe durch unnützen, schädlichen, ganz unpraktischen Plunder zu ersetzen.

XVIII. Die Pferdemarkte, wie sie hier in Siebenbürgen abgehalten werden, sind, unserer Meinung nach, sehr fehlerhaft eingerichtet — wenn bei denselben überhaupt von einer Einrichtung die Rede sein kann. Warum stellt man die Thiere nicht in Reihen auf, wie es in den meisten civilisirten Ländern Gebrauch und Gesetz ist?

Bei der jetzigen Unordnung, bei diesem Knäuel von Menschen, Pferden und Ochsen, ist es ja fast nicht möglich, ein Thier zu finden, wie man es verlangt; man hat ja seine ganze Aufmerksamkeit nöthig, nicht niebergeworfen oder getreten zu werden. Bei nassem Wetter besonders ist das Wesen eines solchen Marktes ein Bild wahrer Coconnerie.

Würden Pferde und Rindvieh in Reihen aufgestellt, hätte auch die Polizei und die Leute, welche gestohlenes Vieh suchen eine bessere Uebersicht; und auch das wäre gewiß wünschenswerth.

XIX. Betrachtet man die lange Liste bedenklicher Pferdekrankheiten, womit die Bücher über Thierheilkunde angefüllt sind, so sollte man fast kein Pferd halten; zum Glück aber haben gut gehaltene, sorgsam behandelte Ackerpferde mit Krankheiten wenig zu schaffen. Wer aber dennoch ein Pferd krank bekommt, und die Heilung nicht selbst versteht, wende sich nicht an Quacksalber, sondern an einen vernünftigen Thierarzt — geht man ja mit einer schadhaften Uhr zum Uhrmacher und nicht zum Schneider, warum macht man es nicht bei schadhaften Thieren eben so vernünftig? Wer die Krankheit nicht kennt, die Wirkung der Mittel nicht genau beurtheilen kann, ist doch wohl eben so wenig im Stande eine Heilung vorzunehmen, als der gewöhnliche Schneider ein Uhrwerk repariren kann. Einige einfache Mittel gegen oft vorkommende Uebel sollte jeder Viehhalter kennen, sei es auch nur etwas Nützliches thun zu können, bis der Thierarzt die weitere Heilung übernimmt.

Anmerkung. Wir glauben in dieser Abhandlung das Nützlichste und Nöthigste gesagt oder berührt zu haben, was

sich über die Zucht und Haltung des Ackerpferdes zc sagen läßt. Haben wir etwas vergessen oder noch nicht für opportun gehalten, zu bemerken, so kann das später oder bald nachfolgen — wenn es übrigens die löbliche Redaction erlaubt. Wir werden dann auch einige einfache, erprobte Mittel bei und gegen Pferdekrankheiten bekannt machen.

Schließlich noch die Anmerkung: Soll die Viehzucht und Viehhaltung Nutzen bringen, so muß Liebe zu den Thieren vorhanden sein. Fehlt diese, ist keine Sorgsamkeit zu erwarten; und schlechte Behandlung und Vernachlässigung bringen immer Verlust. Wie sich jedes Gute belohnt, so belohnt sich auch eine vernünftige Liebe zu den Thieren! Der Araber betrachtet sein Pferd als seinen Gefährten und Freund, und bevor er für sich sorgt, sorgt er für dieses. Welche schöne Pferde hat er aber auch dafür — und welcher Leistungen sind nicht diese Thiere fähig; welche Summen bringt nicht dem Araber sein edles Pferd ein, wenn er sich entschließt, es zu verkaufen — was jedoch nicht häufig der Fall ist. Es ist ja gar keine Seltenheit, daß für ein arabisches Pferd „viertausend Ducaten bezahlt worden.“

Wo diese Thiere grausam und schlecht behandelt werden, steht es mit der Sittlichkeit gewiß schlecht und mit dem Wohlstande gewöhnlich schwach genug.

## Eine Sägemühle in der Esik.

v. Wilh. Hausmann.

In Ländern, oder Gegenden wo sich nicht breite, warme, tiefgründige Flächen zum Anbau der edlen Palmfrüchte bieten, wo die Berge der Umgebung nicht sanfte sonnige Abhänge zeigen, mit edlen Reben bepflanzt; sondern finster, steil, und kalt, in drohendem Frost in die Luft starren; die dichten Tannenforste unheimlich rauschend die hohen Wipfel im rauhen Winde wiegen, da hat der Mensch oft einem harten Kampf mit der dürftigen Natur zu kämpfen um sein Dasein zu fristen. Was soll, was kann der Bewohner eines rauhen Hochlandes in den Handel bringen, um seine Bedürfnisse einzutauschen: Ihm bleibt nichts übrig, als die einfachen Produkte zu verarbeiten, die die Natur seiner Gebirgsheimath noch allein und freiwillig hervorbringt. Da mußte schon halb der Blick der Bergbewohner auf die stattlichen Waldungen fallen, die sich so weit das Auge reicht, über die langgedehnten erhabenen Bergketten hinziehen. Der östlichste Theil Siebenbürgens hat nur in den vergleichsweise tiefern Lagen, Buchen- und Eichenwäldungen in geschlossenem Bestande. Je weiter aber der Beobachter z. B. im obersten Althale hinaufgeht, umso mehr bleiben diese weichblättrigen Bäume zurück, und endlich sieht man sich nur von düsteren Schwarzwäldern umgeben. Namentlich die Rothanne Pinus abies ist hier vornehmlich herrschend. Die Weiß- oder Edelanne Pin: picea, bleibt mehr in den tiefern Lagen zurück. Die eigentliche Pechanne oder Kiefer Pin: silvestris ist hier feltner, da sie in der Regel mehr sandigen, ebenen Kieiselerreichen Boden liebt. Zahlreiche Dörfer ziehen sich hier bis hoch in's Gebirge hinein, von Menschen bevölkert, die doch alle leben wollen, und etwas mehr brauchen als frische Luft und klares Wasser. Zum Glück bequemt sich der Mensch leicht den Verhältnissen an, in denen er geboren und erzogen wurde, und seien diese noch so ärmlich. Ja, er fühlt sich bei beschränkten Ansichten, die ihm nicht gestatten, Vergleiche mit bessern Zuständen zu machen, wohl noch recht allmächtig in seiner Lage. In diesem Falle sind nun auch meist die wackern Szekler, welche die rauhen Gränzgebirge der Esik und Ghergho bewohnen. Ihre Kleidung höchst einfach besteht zumeist aus selbstgemachten Stoffen. Eine enge, eigenthümlich knapp geschnittene weißwollene Hose, sparsam mit rother Schnur verziert; ein Hund von größter Hansleinwand, und ein enger faltenloser brauner Mantel, Szekele genannt, sind als Nationaltracht anzusehen. Blautuchene Hosen und Weste mit kleinen Zinnknöpfen verziert, und Stiefel, deuten schon auf

einen Städtebewohner hin. Der zahlreiche Landadel kleidet sich meist in schwarze ungarische Nationaltracht. Alles kann sich der arme Szekler von seinem Anzuge machen; nur ein wichtiges Stück nicht, nämlich den Hut von grobem, fingerdicken Filz; diesen muß er sich in der Stadt kaufen. Auch die Frauen gehen höchst einfach gekleidet; nur daß sie die meist buntpfarbten Rattune zu ihren Kleidern, Schürzen und Kopftüchern nicht selbst erzeugen, sondern ebenfalls in der Stadt kaufen. Alle diese, und andere Bedürfnisse mehr, die auch der Genügsamste endlich hat, zu erwerben, bleiben wie gesagt dem armen Szekler nur wenig Wege offen. Das ist richtig, daß in etwas breiteren Flußthälern wohnende, z. B. bis über Csik-Szereba hinaus, noch soviel Korn anbauen, um davon selbst auf den Kronstädter Markt führen zu können. Diese nehmen dann freilich manchen Gulden baars Geld mit nach Hause, und können in der Stadt sich vieles einkaufen, was ihnen da draußen in ihrem weitentlegenen Heimathdorse so nöthig ist. Den eigentlichen Gebirgsgemeinden aber bleibt nichts übrig, als in den dichten Forsten sich umzusehen, und da mit Art und Säge zu wirthschaften, damit sie doch auch etwas in die Stadt bringen können was einen Geldwerth hat. Als ganze Stämme die stattlichen Bäume zu transportiren, das geht nicht; so würden sie auch in der Stadt nicht unmittelbar verwerthet werden können; darum müssen sie in tüchtige Bretter oder schlank Latten zersägt werden; durch welche höhere Bearbeitung das erzeugte Product auch an Werth gewinnt. Das Nöthigste hiezu ist nun eine Sägemühle, welche aber in geeigneter Lage zu errichten hier gar keine Schwierigkeiten bietet. Es gibt hier Leute die von Hydraulik und Mechanik nicht einmal den Namen kennen und mit Hilfe einiger Ortsgenossen recht nette Mühlen bauen. Aus jeder größeren Bergschlucht bricht hier rauschend und schäumend ein starker Quellbach hervor. Dieser bietet bei seinem starken Gefälle die willkommene Triebkraft dar. Die Schluchten zu beiden Seiten sind bis hoch hinauf mit prächtigen Tannen bestanden, welche an den steilen, abschüssigen Gehängen mit Leichtigkeit abwärts bis zum Bachbette bugfirt werden können.

Für den Freund romantischer Lebensweise, oder den blasirten Weltmann möchte es interessant sein, auch einmal auf einige Wochen hier in den einsamen Gränzwäldern zu kampiren, und die mühevollte Arbeit der rüstigen Szekler zu theilen. Nur müßte er gefast sein, sich zu sehr einfacher Diät zu bequemen, denn einfach, höchst einfach wird hier gelebt. Da schmiegen sich einsam und still die friedlichen Hütten der Dörfler an die Brust des steilen Berges an. Leise wirbelt hie und da kräuselnder Rauch in die dünne Luft. Einige spielende Kinder sitzen mitten im Wege. Manchmal öffnet sich eine Hausthüre, aus welcher ein großes hölzernes Schöpfgesäß in der Hand, eine schlank schwarzhäufige Dirne tritt, welche den wohlbekannten Weg nach der Quelle einschlägt, die melancholisch murrend, unter einem großen Trachtfelsblock hervorquillt. Aus einem andern Häuschen treten, glänzende Holzärzte auf den Schultern tragend, drei Männer heraus. Jeder hat eine, nach Art der Bergschotten zugeschnittene Tasche von Dachsfell um; in dieser tragen sie den Proviant, der oft für eine Woche reichen muß. Ein Stück Speck, sehr grobes schwarzes Brod, manchmal etwas Schaffkäse, und einige Zwiebel. Mit schnellen Schritten schreiten die Männer in der Bergschlucht aufwärts, denn heute soll die Arbeit in der schon hoch im Gebirge liegenden Sägemühle beginnen. Bald ist das letzte Häuschen ihres Heimathsdorfes dem Blicke entschwunden. Das Häuschen des Wilzbaches von keinem andern Laut überbört, schlägt allein an's Ohr der Wanderer. Mehr und mehr verengt sich die ohnehin schon düstre Waldschlucht, von einem Wege im eigentlichen Sinne, ist schon längst keine Spur mehr. Mit festen Sprüngen setzen die Bergföhne auf die großen Rollsteine fußend mehrmals über das Wasser. Endlich auf einer kleinen Lichtung mit duftigen Waldkräutern und Himbeergeranl eingefast, erreichen sie das nächste Ziel ihrer Wanderung die einsame Sägemühle, die mit selbstgeschneittenen Brettern gedeckt, sonst rundum offen ist, und

das wenig kunstvolle Triebwerk mit der kurzen Säge schon von weitem sehen läßt. Ermüdet lassen sich die Wanderer auf einen runden Klotz nieder. Der Jüngste bringt in einem Krüge von dem herrlichen Wasser des Walzbaches, der hier durch nichts getrübt, rein und silberglänzend über die glatten Steine seines Bettes rollt. Wie auf Verabredung ziehen die Szekler ihre Schnappmesser aus der Tasche, und nehmen ihren Speck zur Hand, von dem sie mit aller Vorsicht ein äußerst mäßiges Stückchen abschneiden; ebenso von ihrem Brode. Gemüthlich plaudernd und essend sitzen sie im schattigen Grün, zeitweise aus ihrem Krüge einen Zug machend. Am Schluß der Mahlzeit greift der Älteste in die Seitentasche seiner Szekle, und zieht verschmizt lächelnd eine Flasche hervor die nicht aus dem Walzbache gefüllt ist, sondern den hier so beliebten Palinka — ordinären Kornschnaps enthält. Nachdem er einen tüchtigen Zug gethan, reicht er gastfreundlich den beiden Burschen die Flasche hin, welche sie mit funkelnden Augen betrachten, und mit sichtlichem Behagen Beschreib thun. Gestärkt und gesättigt, springen sie rüstig auf, klappen die Messer zu, nehmen die Taschen um, und steigen die wacklige Treppe hinauf in die noch mäßig und stillstehende Mühle. Zwei richten einen Klotz zurecht, den sie mit starken Klammern befestigen; Schmierer mit etwas ranzigen Fett das Geläuf der Säge, und räumen dann einen Haufen schon geschnittener Bretter auf die Seite, währenddem steigt der Jüngste hinten zum Schütt hinauf, welches das Wasser seitwärts vom Rade ablenkt. Mit der Art schlägt er den hemmenden Keil weg, die Sperrung geht in die Höhe, und in raschem schäumendem Lauf strömt das Triebwasser vom Gerinne auf das Rad. Knarrend und seufzend fängt es an sich langsam zu drehen, als sei es noch faul und schlaftrunken. Die Bewegung theilt sich der Kurbel mit, an welcher die Säge mit ihrem Gatter befestigt ist. Auch diese scheint wenig Luft zu haben mit ihren scharfen Zähnen an den Leichen der Baumrieten zu fressen, die ihr hilflos zugeschoben werden. Doch fort und fort schiebt und drängt das Wasser, endlich scheinen die unruhigen Elementargeister auch in die plumpe Maschine zu fahren, die Trägheit ist überwunden; wirbelnd dreht sich Rad und Kurbel, und mit lautem Zischen bewegt sich in schnellem Takt die Säge auf und nieder und wirft die mehrartigen Sägspähne in die Höhe. (Schluß folgt.)

## Verichtigung.

In der Nr. 33 der siebenbürgischen Zeitschrift für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft wird die Errichtung einer Tanzhalle in Kleinscheuern, und zwar in herabwürdigender Weise für die politische und Kirchenbehörde des genannten Ortes, zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Da nun dem Schreiber dieser Notiz der beabsichtigte Bau mißliebiger zu sein scheint, so mag ihm und allen durch seine Mittheilung etwa Irregeleiteten zur Beruhigung dienen:

1. Daß das Schulhaus in Kleinscheuern gegenwärtig in gutem Stande sich befindet und somit von der Dringlichkeit eines Neubaus keine Rede sein kann.

2. Daß der Bau der Tanzhalle nicht „circa 1000 fl. ö. W.“, sondern bloß etwas über 500 fl. ö. W. kostet.

3. Daß „diese Herren“ wie sie genannt werden, den Fortschritt nicht durch „wirbelnden Tanz“ beschleunigen, sondern ihre Schützlinge, durch die ihnen gebotene Gelegenheit vor Aller Augen sich anständig zu unterhalten, von der, alles Schamgefühl abstreifenden ungewungenen Minne in Scheunen, Gärten und engen, dem Publikum unzugänglichen Stuben, sowie von dem kostspieligen zu Kaufereien und andern Excessen Anlaß gebenden Kartenspiel und Wirthshausbesuch abbringen, und somit Kultur und Wohlstand eben durch die so verpönte Tanzunterhaltung fördern wollen.

(Die Redaction nimmt keinen Anstand obiges zu veröffentlichen, und überläßt es den Lesern, sich ein Urtheil zu bilden. Wir können versichern, daß der Herr Einsender der theilweise

irrigen Muth nicht die Gerathwahrung irgend einer Sache über von Kleinheimern, beschlichtige, sondern sie nur vor einem solchen Falle nicht opportunen Schritt warnen wollen.

Wir sind bei selten Ueberzeugung, daß jeder Geldbetrag, seien es nun 1000 fl. oder nur 500 fl. jezufalls, „im Schritte bes Fortschritt in Kultur und Wohlstand“ auf so mannigfache andere Art besser verwendet werden könnte, als durch den Bau einer Kanigalle.

**Effecten- und Werdhelferliste.**

**Wiener Börtenbericht**  
vom 18. bis 24. August 1866.

B e n e n n u n g E f f e c t e n	Samstag				Dinner- tag 23	Sonntag 24
	18	20	21	22		
5% Metalliques	59.10	60.—	60.20	61.50	62.10	62.15
5% National-Anleihen	63.75	64.30	64.40	65.15	66.25	66.50
Anleihen	701.—	716.—	715.—	721.—	729.—	728.—
Credivertrieben	143.—	143.10	142.40	144.80	146.90	148.70
Charles-Killeyen 60er	74.05	74.70	74.35	75.30	76.90	77.10
Eisenb. Grundrentl.-Obligat.	61.50	61.50	—	—	61.50	—
Eilber	126.—	125.50	125.—	126.25	127.—	128.—
London	127.50	127.—	127.50	128.25	129.—	130.25
Dukaten	6.06	6.03	6.03	6.07	6.13	6.14

**Wiener Börtenbericht**  
vom 22. August 1866.

B e n e n n u n g E f f e c t e n	Einn- gehalt	Dienst- 22
Spardafla	63	1020
Diner	—	405
Wester Maschinen	500	990
Wannonia Dampfmaschine	1000	1480
I. Diner	450	650
Wannonia Maschinen	315	598
5 1/2% ung. Pfandbriefe	210	250
	—	81.50

**Markt-Preise**

1 Siebenbürger Ethel = 1 1/2 Mezen		Steyer in österr. Maßung	
Weizen	Rogeten	Getre	Sutruß
Germania 24. August 530—560	—	160—190	640—
Romhaat 17. „ 388—490	288—320	214—268	106—110
Krausenbung 16. „ 550—	375—	800—	180—
Erntebart 17. „ 690—712	625—538	300—316	233—240
		442—450	

**Germania**, 24. August. Drei sehr ergiebige Weizen- und Weizenbrotten sind dem Umfange nach immer nicht herabstimmen und beobachten fortwährend eine steigende Tendenz, weil nicht nur für Socio-Bedarf Konsumanten kaufen, sondern mehrere benutzte Schaben sich auf Grund-Speculation verkaufen, und auch bei dem nicht zu großen stehenden Ueberfluß, die Preise jetzt schon in der Hoffnung veräußern, ins Geschäft weiß Gott wohl hohe Preise zu erzielen. Früchte zu kaufen, wo factisch kein Ueberfluß vorhanden, dies heißt man eigentlich nicht Speculation, sondern es ist mehr Eigennutz oder Abzweck. Weizen besser geht von 6 fl. 20 kr. bis 6 fl. 60 kr. vom späte, gute Weizen, je nach Qualität, 5 fl. 20 kr. bis 5 fl. 60 fr. Korn wird im modernen Sinne des Wortes fortgerissen, und mit 4 fl. 40 kr. bis 4 fl. 80. kr. gekauft, bei alledem bleibt der Weizen noch immer nicht gedeck. Sater, Sater, Sater ziemlich lan, 1 fl. 60 kr., samerle Sorte höchsten 1 fl. 90 kr. Suterung hoch im Preise, Suterung spuch, im Durchschnitt 6 fl. 40 kr.

Mitterung: bleibt nichts zu wünschen übrig. Suterung ergott sich vieler zulebende, auch Stumm-Güter ist noch zu hoffen. Aussicht auf guten Weizen ist da, hoffentlich geht die Preissteigerung einer großen Spaurung nicht in Erfüllung.

**INSERATE.**

**Zement**, 17. August. Wochenbericht der Kornhalle des Zementwerkes. Das runde Weizen bei Gerbereie, insbesondere des Weizens, hat in den ersten Tagen dieser Woche seinen Höhepunkt erreicht, und es wurden bei großer Quantität sowohl Weizen als auch Weizenmehl 132 Pfund bis 7 fl. 85 kr., — 133 Pfund bis 7 fl. 50 kr. bezahlt. Die hohen Preise veranlassen unsere Bauern, ihre Erzeugnisse zu Markte zu bringen, denn zu Folge wie auch ungenügend viele Aufträge hatten, welche gelassen und heute circa 9000 Stübel per Tag erledigt. Dieser Umstand, so wie der matten Weizne des Weizen, welche noch weitere Reductionen erfordern hätte, wenn nicht Alles zugesehrt von den vielen hier anwesenden Säulern sofort aus dem Markte genommen worden wäre. Weizen wurde fast getrag, und für unsere Spiritusbrennereien bis 4 fl. 50 kr. per Stübel bezahlt. Sater und Getreide gefragt. In Korn wegen Mangels an Vorrath wenig Geschäft.

**Wien**, 21. August. **Wollmarkt**. Am Geschäftsgang ist keine Veränderung eingetreten. Fuch- und Wollmarkt erhalten sich zu festen Preisen, und es hat das Ausland fortwährend städt. während überreichliche Käufer Zurechnung beobachtet.

**Wien**, 18. August. **Getreidemarkt**. Bei der hiesigen Mode statt- gesunden monatlichen Voreinnung sind die Preise des **Wollmarkts** unbeeinträchtigt geblieben. Ineb macht sich eine mattere Haltung bemerkbar und sieht es zu den notierten Preisen an größeren Steigern. Die Ursache liegt in den höchsten Differenz, die aus den Weizen des Steigepreises eintrifft, indem für die Arme die Minderer zur Schließung gelangt, daher sich große Mengen getrockneter Weizen anhäufen, die jetzt zum Verkauf gelangen. Man notirt Wiener Weizen 29—30 fl. per Centner.

**Schneise** ist gut vertrieben und sehr fest im Preise gehalten, indem viel Waare nach dem Ausland geht. Die verheuerter Wäschung hat die Preise des Kornmarktes geteigert. Man notirt Wiener getreidearts Get 35 1/2—36 1/2 fl. per Centner.

**Philipp Wolf in Neustadt,**

letzte Hof Rosenau,

empfiehlt seine Erzeugnisse von **feuerfesten Ziegeln** in jeder beliebigen Größe — wie auch sein neuestes Erzeugniß von

**Steingut-Geschirre,**

als: **Teige, Schmalz- und Gurfentöpfe,** ferner **Sparherbstöpfe, Meindel, Milchschälchen** zc. zc., welches an Dauerhaftigkeit jedes bis jetzt bekannte Steingutgeschirre übertrifft, zu billiger selbgefeshten Preisen.

2—3.

**In Kost und Wohnung**

übernimmt ein Lehrer der Hermannstädter **vollständigen Realschule** Schüler dieser Anstalt unter billigen Bedingungen.

Näheres in der Expedition dieser Zeitschrift.